

A u s f a h r t

Bei Kriegsausbruch gehörte ich nicht zur deutschen Armee. Vater und Mutter stammten aus alteingesessenem Basler Geschlecht, und als mein Vater 1872 an die Universität Leipzig berufen wurde, rechnete er damit, im Alter mit seinen Kindern nach der Heimat zurückzukehren; er behielt daher für seine Kinder das Recht vor, Schweizer bleiben zu dürfen. So kam es, daß ich, obschon mit neun Jahren nach Deutschland gekommen und dort Schule, Studium und Fachausbildung genossen hatte, erst 1895, bei der Ernennung zum außerordentlichen Professor, in Leipzig die sächsische, später 1906 in Göttingen die preußische Staatsangehörigkeit annahm. Seit meiner Berufung nach Berlin 1907 hatte ich mich alljährlich verpflichtet, im Kriegsfall mich dem Heer zur Verfügung zu stellen; das wurde von jedem Professor der Medizin verlangt. Die Art der Verwendung war nicht näher bezeichnet, und man machte sich darüber keine Gedanken. Dachte doch niemand an die Möglichkeit eines Krieges. Noch Ende Juni 1914 nahm ich an der Eröffnung der Internationalen Hygiene- und Städteausstellung in Lyon teil, genoß das Festmahl und hörte eine Aufführung der 9. Symphonie in Gegenwart Poincarés, und als mein Freund Teissier, der ausgezeichnete Lyoner Kliniker, mich besorgt fragte: „Ihr werdet doch keinen Krieg mit uns anfangen?“ lachte ich ihn aus. Nun kamen die spannenden Tage vom 30. Juli bis 1. August; das Unwahrscheinliche wurde Ereignis. In wenigen Tagen stellte sich das ganze Volk in seinem Sinnen und Trachten um und übernahm die neuen Pflichten. So meldete ich mich beim Stellvertretenden Korpsarzt des III. Armeekorps in Berlin. Er war in nicht geringer Verlegenheit, da für diesen Fall nicht vorgesorgt war; schließlich kommandierte er mich zum Garnisonlazarett in Tempelhof, wo die Erkrankten unter den einrückenden Mannschaften

eingeliefert wurden. Jeden Morgen fuhr ich mit der Straßenbahn anderthalb Stunden nach Tempelhof. In der Charité war wenig zu tun; die meisten Säle waren geleert, der größte Teil der Ärzte zum Heeresdienst eingezogen, Zivilärzte boten sich zur Aushilfe freundlich an. Bald fand sich aber eine neue Aufgabe: die Ausmusterung von Kriegsfreiwilligen. In Haufen strömten sie zu. Wir untersuchten sie gewissenhaft, und wer nicht gerade krumm oder lahm oder offensichtlich krank war, wurde als tauglich erklärt. Hatten wir alle doch keine Ahnung, welche Strapazen ihrer warteten, und war doch ihr Kriegseifer so groß, daß sie, an einer Stelle abgewiesen, sich von Stelle zu Stelle meldeten, bis sie irgendwo Annahme fanden.

Noch eine Tätigkeit bot sich. Nach anfänglichem Zögern wurde genehmigt, daß die älteren Medizinstudierenden eine Notprüfung ablegen durften. So saßen in der alten Aula der Universität acht Prüfer und einige Hundert Kandidaten; in Gruppen von zehn zogen sie von einem Professor zum anderen, manche schon in voller Kriegsbemalung, und wurden nach wenigen Fragen für tauglich erklärt. „Was braucht der Soldat im Felde?“ — „Mut!“ — „Gut. Der Nächste.“

Das war ja nun Beschäftigung; aber sie entsprach nicht meinen Wünschen. Ich ging daher zum Feldsanitätsschef v. Schjerner und bat um Verwendung im Felde. Er sah mich etwas erstaunt an und sagte: „Sie gehören doch gar nicht zu uns.“ Als ich ihm aber erklärte, wenn er mich nicht brauchen könne, müsse ich als Kriegsfreiwilliger gehen, lachte er und sagte: „Wir schreiben Ihnen noch.“ Nun wußte ich, er würde an mich denken, und begab mich beruhigt an die gewohnte Arbeit. Freilich, zu wissenschaftlicher Tätigkeit fehlte jede Stimmung; ich las über die etwa zu erwartenden Kriegsseuchen, hielt darüber in und außerhalb Berlins Vorträge. Einige Damen der höchsten Berliner Gesellschaft wünschten Schnellausbildung in Krankenpflege. Eine von ihnen erschien dazu in weißleidener Schwestertracht mit langen weißen Handschuhen, die sie auch bei der Arbeit nicht ablegte. Aber eifrig waren sie alle. Ein großes Ereignis war der erste Verwundetentransport in der

Charité. Wochenlang hatte man darauf geharrt, endlich wurde er angekündigt auf morgens 5 Uhr. Ärzte und Schwestern standen erwartungsvoll bereit, es wurde 7, 8, 10 Uhr, endlich wurde vom Bahnhof telephonierte; die Krankenwagen fuhren vor. Man denke unsere Spannung! Es waren Mannschaften, die von den Kämpfen in Ostpreußen kamen. Wo fehlt's? Der Erste: Fußleiden, der Zweite: Erkältung, und so ging es fort; ein einziger war wirklich verwundet und hatte Schlüsselbeinbruch. Wir waren enttäuscht: Wir wußten noch nicht, daß auch der Leichtkranke ein Hemmnis ist für die Truppe und daß die Lazarette im Operationsgebiet entleert werden müssen, sobald neue Kampfhandlungen bevorstehen. Die Kranken litten nicht unter unserer Enttäuschung; sie wurden bestens gepflegt und mit Liebesgaben überschüttet.

Die Abende verbrachte man gern Unter den Linden. Dort bewegte sich an den schönen Augustabenden eine angeregte Menge: Dort wurden die neuesten Extrablätter ausgedoten mit ihren ungeahnten Gefangenenzahlen. Dort wurden die Siegesnachrichten ausgerufen. Das ganze Volk fühlte sich als große Gemeinschaft mit gleichen Freuden und Sorgen. Es war gleichsam ein höheres Leben, das man führte, und heute noch, nach allen Enttäuschungen und allem Schweren, was der Krieg gebracht hat, erinnert sich mancher gern jener Zeit mit ihrer Hoffnungsfreudigkeit und ihrer über alles Alltägliche hinausragenden Stimmung.

Endlich, am 2. September, kam das langerwartete Telegramm Schjernings: Ernennung zum Beratenden Inneren Mediziner bei der Etappeninspektion VIII; Antritt baldmöglichst in Dirschau.

Nun mußte so rasch wie möglich eine Ausrüstung besorgt werden. Im Offiziersverein wurde sorgsam Maß genommen; auf die Frage, wann ich zur Anprobe kommen könne, hieß es: in sechs Wochen! So lange konnte ich nicht warten; ein Privatschneider lieferte mir in 48 Stunden alles Nötige tadellos. Der Abschied war nicht schwer. Auf der Klinik walteten erfahrene Ärzte, und meiner Frau konnte ich sagen, ich sei ja nicht so weit ab und

werde wohl einmal Urlaub bekommen. Es dauerte freilich ein halbes Jahr, bis mich eine Dienstreife wieder nach Berlin brachte.

Die Fahrt nach Dirschau allein dauerte 24 Stunden; 12 Kilometer die Stunde, mit viel Unterbrechungen. In Schneidemühl bestellte ich ein Glas Bier, wurde allgemein entrüstet angesehen und entdeckte zu meiner Beschämung, daß durch Anschlag der Verkauf geistiger Getränke an Militärpersonen verboten war. Das Bier wurde durch einen vorschriftsmäßigen Kaffee ersetzt. In Dirschau kam ich vormittags an, meldete mich beim Stappenarzt und war nun in den gewaltigen Organismus der Deutschen Armee eingereiht. Ganz fremd war mir das Militärische nicht; ich hatte in der Schweiz die Rekrutenschule als Artillerist, später die Sanitäts-offizierschule und ein Manöver mitgemacht. Einigen meiner Kollegen ging es schlimmer: sie mußten mühsam die Chargen und das Grüßen lernen! Immerhin war es anfangs nicht ganz leicht, sich in die fremden Verhältnisse zu finden; die klare Gliederung des Heeres aber, die jedem eine bestimmte Funktion zuteilte, den Verkehr und seine Formen so sicher regelte, erleichterte das Einleben, und in freundlicher Weise war mir der Beratende Hygieniker, Generalarzt Bernicke, behilflich. Militärarzt, zu Robert Koch kommandiert, gleichberechtigter Mitarbeiter an Behrings großer Entdeckung des Diphtherieserums, war er bei Kriegsausbruch Professor der Hygiene an der Akademie in Posen gewesen. Er hatte vor den Toren der Stadt ein Restgut erworben. Das war nun in den Befestigungsgürtel einbezogen. Die alten Bäume waren geschlagen. In der Küche herrschten 20 Offiziersburschen, die nebst ihren Offizieren verpflegt werden mußten, kein angenehmer Zustand, aber von Bernicke und seiner tapferen Frau klaglos ertragen.

Die Stellung eines Beratenden Inneren Mediziners hatte v. Schjerning neu geschaffen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hatte die Heeresverwaltung gesucht, der Armee den Beistand erfahrener Gelehrter zu sichern. Schon im Kriege 1870/71 waren die besten Operateure als Beratende Chirurgen dem Ruf mit Begeisterung gefolgt, und es ist bekannt, daß gerade in diesem Kriege unter Esmarck, Thiersch, Volkmann, Rußbaum, Socin, Billroth

das neue antiseptische Verfahren Listers mit glänzendem Erfolg im großen erprobt worden war. Durch die Kriegssanitätsordnung war jedem Armeekorps ein Beratender Chirurg zugeteilt. Nicht minder wichtig war die Hygiene. Alle aktiven Militärärzte waren hygienisch geschult, jedem Armeekorps war ein Korpshygieniker zugeteilt. Aber für die Aufgaben, die über den Einzelfall hinausgingen, war jeder Etappeninspektion ein Etappenhygieniker beigegeben mit einer Ausrüstung an Apparaten und Instrumenten. Freilich war diese etwas veraltet und wurde in einem ungefügten Kasten geschleppt, der bei jeder Ortsbewegung ein- und ausgepackt werden mußte; auch war die Zahl der Geräte für Massenuntersuchungen viel zu gering. Es bedurfte der Kriegserfahrungen, um da Wandlerung zu schaffen. In Ostpreußen konnten die Einrichtungen der Universität Königsberg wirksam zu Hilfe kommen.

Die Innere Medizin war von der Kriegssanitätsordnung nicht in gleichem Maße bedacht. Schjerning sagte sich mit Recht, daß die Beratung, die jeder Sozialversicherte, jeder Bürger in Krankenhaus und Klinik durch ausgebildete Fachärzte haben kann, auch dem Heeresangehörigen zugänglich sein müsse. Namentlich die vom Kriege untrennbaren Seuchen verlangten die Mitarbeit der Internisten, die dabei die Tätigkeit der Hygieniker zu unterstützen und zu ergänzen hatten.

Ursprünglich sollte sich mein Bereich auf die ganze Armee im Osten erstrecken. Aber bei der Ausdehnung der Kämpfe von Ostpreußen bis Schlesien erwies sich das als unmöglich; so wurde der südlich benachbarten neunten Armee in der Person des Professors Minkowski aus Breslau ein eigener Beratender Mediziner zugeordnet. Auch bei dieser Beschränkung war die räumliche Ausdehnung des zu bereisenden Gebietes groß genug und erforderte tägliches Reisen. Als Ausrüstung waren zunächst ein Reitpferd und ein unberittener Bursche vorgesehen; ich sah mich hoch zu Ross, mit dem Burschen am Pferdeshwanz, das Land durchziehen. Bald wurde ein Kraftwagen bewilligt, zunächst zusammen mit dem Beratenden Hygieniker, dann erhielt ich einen eigenen Wagen. Wo der Kraftwagen versagte, mußte das Pferd benützt werden,

das ich bei den Truppen gestellt erhielt; ich mußte mich ans Reiten wieder gewöhnen.

In Dirschau war unseres Bleibens nicht lange. Das kleine Landstädtchen mit seiner alten Ordenskirche und der gewaltigen scharf bewachten Weichselbrücke bot ein lebhaftes Bild. Flüchtlinge zogen mit Pferden und Vieh durch die Straßen, Offiziere und Mannschaften suchten ihre Ausrüstung zu ergänzen. Auch gelang mir, was in Berlin nicht mehr möglich gewesen war: die Erwerbung eines Browning. Die waren in Berlin restlos ausverkauft. Er machte sich am Gurt sehr kriegerisch, hatte aber das Korn falsch aufgesetzt und schoß entsetzlich daneben. Gebraucht habe ich ihn nie.

Am 14. September wurde die Etappeninspektion nach Rastenburg verlegt. Die Reise machte ich mit dem Etappenarzt und seinem Adjutanten im Kraftwagen. Diese erste Fahrt durch das Gebiet, das noch vor wenigen Tagen Schauplatz der Schlacht bei Tannenberg gewesen, war sehr interessant. Die Straßen waren vortrefflich, wie denn überhaupt die ostpreussischen Straßen sehr lange den Anforderungen der unausgesetzten und schweren Transporte standgehalten haben. Die Gehöfte waren zum größten Teil erhalten. In langen Wagenzügen kehrten Geflüchtete wieder heim; Vieh und Pferde sah man weiden. Ein paar Hügel deuteten Massengräber an; dicht dabei wurde gepflügt. In dem großen Hause eines Domänenpächters war ein Kriegslazarett eingerichtet, und hier sah ich zum ersten Male, wie vieles behelfsmäßig in kurzer Zeit geschaffen werden kann. Der Kriegslazarettedirektor, im Frieden Kreisarzt, hatte in Herrschaftsbetten, auf Stroh, in zusammengezimmerten Lagerstätten die Verwundeten gut untergebracht, ihr Essen kochte in eroberten russischen Feldküchen, sogar für Blumen hatten die Schwestern gesorgt. Unterwegs sahen wir auch ein in Eile verlassenes russisches Lazarett. Die Ausstattung war reichlich, wenn auch altmodisch, die Instrumente trugen deutsche Firmensempel. Überraschend war mir die große Menge Chinin; die Russen waren eben gewohnt, mit Malaria zu rechnen. In den Städten war wenig zerstört. Allenstein war völlig verschont geblieben. Die Russen hatten selbst gesagt, die Stadt sei bestimmt, Quartier

des Zaren zu sein, wenn er nach Berlin zöge. Unsere Fahrt führte auch nach Tannenberg; wir kennen die Landschaft aus Hugo Vogels Bild: ein welliges Gelände, unterbrochen von Gehölzen und Gewässern.

Spät in der Nacht erreichten wir Rastenburg, ließen uns Quartier anweisen, fanden aber das Haus verschlossen und mußten es aufbrechen lassen. Da kamen aus dem hintersten Zimmer die Besitzer hervor und fragten etwa wie Mephisto: „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?“ Sie waren eben verschüchtert. Die Russen hatten die Stadt besetzt, ihr eine Kontribution von 20000 Mark auferlegt und, bis das Geld einging, die Behörden auf offenem Markt mit angelegtem Gewehr bedroht. Am nächsten Tage erhielt ich ein anderes Quartier in dem schönen alten Ordensschloß, in der Wohnung des Brigadegenerals Mengelbier. Der General war bei seiner Brigade, seine Familie im Reich, die Wohnung galt als Freibeute. Mein Bett stand im Arbeitszimmer des Generals, unter einem Auerhahn, Geweihen und Gemstrickeln, ein Schrank enthielt eine gute Sammlung geschichtlicher Werke, die mir in Freistunden sehr zugute kamen, die Kastellanin kochte vortrefflichen Kaffee, und so konnte ich mit meinem Quartier zufrieden sein. Daß es mich fast ein volles Jahr beherbergen sollte, dachte damals freilich niemand. Man erwartete rasches Vorrücken nach Rußland, und als die Kämpfe sich nach Süden zogen, Abtransport nach dem Westen. Erst allmählich richtete man sich auf Bleiben ein. Die Offiziere der Inspektion trafen sich zu den Mahlzeiten im Hotel Königsberg, dessen Besitzer gleichen Namens war mit dem russischen General Rennenkampf; in dem zweiten Hotel der Stadt, Thuleweit, herrschten die Flieger, die dort eine Schule hatten. Zu essen gab es immer, freilich fehlten an einem Tage das Fleisch, am anderen die Kartoffeln, fast immer das Gemüse. Butter, Milch waren knapp oder fehlten ganz. Ein Tischtuch lag auf, seine Farbe schwankte zwischen grau und schwarz; gewechselt wurde es nie. Das hinderte aber nicht, daß die Mittag- und Abendmahlzeiten in lebhafter Geselligkeit verliefen. Diese Erholungstunden wurden geflissentlich gepflegt, als Ruhepausen in

der schweren Arbeit, die den Tag und einen Teil der Nacht erfüllte. Vom Dienst wurde grundsätzlich nicht gesprochen; an anregender Unterhaltung fehlte es aber nie. Umschloß doch unser Kreis einige Männer von breitem Wissen, großer Erfahrung und ausgesprochener Unterhaltungsgabe, so den Fürsten Dohna-Schlobitten, den Grafen Kaiserling-Neustadt, den Grafen Strachwitz, den Grafen York von Wartenburg; andere hatten gefellige Talente aller Art, und die gemeinsame Hoffnung gab den Ton.

Von den Kriegshandlungen und ihrer Bedeutung erfuhren wir wenig mehr, als die Zeitungen brachten; der eine oder andere hatte Briefe aus dem Westen; die wenigen aber, die etwa strategisches Verständnis haben konnten, hielten ihr Urteil vorsichtig zurück. Im Ausgang der Marneschlacht sahen wir ein vorübergehendes Hindernis im Vorrücken; niemand dachte daran, daß er die Einleitung zu einem endlosen Stellungskriege bilden würde. Mit besonderer Freude begrüßte man die Heldentaten der „Emden“, die Schlacht bei Coronel; niemand ahnte, daß das nur brillante Kämpfe verlornen Posten wären. Vor allem fiel mir die Gutgläubigkeit selbst höherer Offiziere auf, die blindlings die Nachrichten der Zeitungen aufnahmen, gleichviel welcher Richtung sie angehörten. Man merkte wohl, daß die Beschäftigung mit Politik den Offizieren ferngehalten worden war.

Die Etappe war bei der kämpfenden Truppe nicht beliebt und auch in der Heimat nicht sehr angesehen. Es mochte den Frontsoldaten kränken, hier kräftige Männer in voller Sicherheit gleichsam bürgerlicher Tätigkeit nachgehen zu sehen; und der Offizier, der aus den Nöten, Gefahren und Entbehrungen der Front an eine fröhliche, gutbesetzte Mittagstafel gezogen wurde, empfand den Unterschied scharf. Nur wenige wußten, welche ungeheure Arbeit da geleistet wurde. Die Etappe hat die Aufgabe, die kämpfende Truppe mit allem Nötigen zu versehen, Waffen, Munition, Gebrauchsgegenständen, Pferden, Sanitätsmaterial, Post, Liebesgaben, und all diese Transporte den Bedürfnissen und Bewegungen der Truppe entsprechend zu beschaffen und zu befördern, dazu in dem teilweise verwüsteten Land die Eisenbahnen und Straßen wieder

in Gang zu setzen. Das erforderte ständige Bereitschaft bei Tag und bei Nacht und ein ungeheures Maß von Arbeit. Hindenburg, damals Oberbefehlshaber Ost, sandte eine Gruppe von Front- und Stabsoffizieren zur Aufklärung auf einige Tage nach der Steppe: sie gestanden, daß sie von deren Leistung aufs höchste überrascht seien.

Das Sanitätswesen im Kriege

Manchem mag es erwünscht sein, Aufbau und Organisation des Sanitätsdienstes im Kriege kennen zu lernen. Er war geordnet durch die Bestimmungen der Kriegs-sanitätsordnung vom 27. Januar 1907. Sie ruhte auf den Erfahrungen früherer Kriege, die ja im wesentlichen Bewegungskriege von kurzer Dauer gewesen waren. Trotz den Besonderheiten des Weltkriegs blieb die Organisation im ganzen wirksam und ausreichend. Die Friedensarmee hatte Ärzte für Bataillon, Regiment, Division und Armeekorps; die oberste Behörde in Preußen war die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, deren Chef zugleich Generalstabsarzt der Armee war. Jede Garnison hatte ein oder mehrere Lazarette. Mehrere Kurorte hatten Heime zur Unterbringung erkrankter Heeresangehöriger.

Die Ausbildung tüchtiger Militärärzte war seit dem 18. Jahrhundert Sorge der Landesfürsten gewesen; in Berlin bestand seit 1797 die „Pepinière“, die spätere Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. Sorgsam nach Fähigkeit und Vorbildung ausgewählt, traten die Studierenden ein, erhielten freie Station und unentgeltliche Vorlesungen an der Universität. Sie verpflichteten sich, nach der Approbation sechs Jahre beim Heer zu dienen. Dann stand ihnen frei, zum Zivilberuf überzutreten, doch blieben sie verpflichtet für den Kriegsfall. Ausgewählte Militärärzte konnten für einige Jahre zu fachärztlicher Ausbildung auf Universitätsanstalten kommandiert werden; jede Charitéklinik hatte zwei kommandierte Stabsärzte, die zuweilen, wie Virchow, Leyden,